

Nachwort

Um ein Nachwort zu einem Buch bin ich bisher noch nicht gebeten worden. Wahrscheinlich ist das ein erstes Zeichen dafür, Teil des Bildungsestablishments zu sein, wie *Karsten Wolf* (in diesem Band) das Pendant zu offenen Bildungsinitiativen bezeichnet und mit dieser indirekten Definition wohl die kürzeste (aber auch die treffendste?) Bezeichnung dafür liefert, worum es in diesem Band geht: nämlich um studentische Initiativen an unseren Hochschulen, in denen Studierende Ziele, Wege und Mittel selbst bestimmen und dabei eine ganze Menge lernen. Sie lernen etwas über die Sache, um die es geht, über sich selbst, über ihre Mitstreiter und oft auch über die Organisation Hochschule, in der sie Unterstützung, Hindernisse und/oder Gleichgültigkeit erfahren.

Offene Bildungsinitiativen an Hochschulen sind oft eindrucksvoll und immer anstrengend – da scheinen sich fast alle Autoren/innen des Bandes einig zu sein: Die Initiatoren müssen das Gegebene kreativ auf eine neue Art und Weise nutzen (*Thomas Bernhard, Steffen Büffel und Marcel Kirchner*, in diesem Band), sich dabei immer wieder auf die emanzipatorische Grundidee besinnen (*Kerstin Mayrberger*, in diesem Band) und großes Durchhaltevermögen an den Tag legen (*Melanie Gottschalk und Christian Spannagel*, in diesem Band); Mentoren und Förderer dieser Initiativen müssen ihre epistemischen Überzeugungen modernisieren (*Hans Gruber*, in diesem Band), und alle zusammen mühen sich mit der Schwierigkeit ab, die Nachhaltigkeit der Ergebnisse ihrer Arbeit zu gewährleisten (*Dürnberger, Hofhues & Sporer*, in diesem Band). Angesichts dieser Anstrengungen ist es eher nicht verwunderlich, dass sich in vielen Studiengängen der Andrang der Studierenden in Grenzen hält, sich an offenen Bildungsinitiativen längerfristig zu beteiligen. Aus der Sicht der „Macher“ scheint es ein permanenter Kampf zu sein: erst der Kampf um Anerkennung, dann der Kampf um Ressourcen, schließlich der Kampf um Nachhaltigkeit und – ein wenig paradox – der gleichzeitig Kampf dagegen, nicht von traditionellen Strukturen einverleibt zu werden, gegen die man einmal angetreten ist. Aus der Sicht der Förderer stellt sich permanent die Frage, welche Ideen man selbst beisteuern, welche Prozesse durch Anreize zusätzlich anschieben oder gar mit der Lehre verbinden sollte, um das Problem zu lösen, dass das Interesse an „Demokratisierung und Partizipation“ über alle Studierenden hinweg faktisch klein, oft zu klein ist, um lebensfähige Initiativen auf die Beine zu stellen. Auch die Förderer stehen vor dem paradoxen Anspruch, die Selbstbestimmung von Initiativgruppen unangetastet zu lassen und gleichzeitig dabei zu helfen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und bereits bekannte Fehler zu vermeiden.

Rainer Kuhlen (in diesem Band) warnt vor diesem Hintergrund meiner Ansicht nach zu Recht davor, dass auch offene Bildungsinitiativen in ihrem Anspruch dogmatisch werden können: dogmatisch in ihrem Ziel der Hilfe zur Selbsthilfe, in ihrer Ablehnung jeglicher Autoritäten und in ihrer womöglich überfordernden Offenheit. Genau dann nämlich – so meine Einschätzung – verlieren diese Initiativen ihre Leichtigkeit, die sie neben der Ernsthaftigkeit genauso dringend brauchen, um überhaupt entstehen, aber auch wieder verschwinden zu können, um Platz für neue Initiativen und neue Initiativgruppen zu machen.

Warum z.B. sollten offenen Bildungsinitiativen immer nachhaltig sein müssen? Es könnte zur Offenheit gehören, dass ihr Ausgang unbestimmt ist, dass sie nur eine kurze Lebensdauer oder ein paar Jahre Bestand haben oder eine feste Einrichtung werden – eben dieser offene Ausgang würde alle Beteiligten entlasten. Warum sollten sich offene Bildungsinitiativen immer dagegen wehren müssen, Teil der Organisation zu werden? Es könnte *eine* Entwicklungsvariante sein, dass sie in bestehende Strukturen „einsickern“ und diese verändern, die dann von neuen Initiativen im Laufe der Zeit erneut in Frage gestellt werden können – auch das würde entlastend wirken.

Hochschule gegen den Ökonomisierungssog zu verteidigen, ihre Rolle in der Gesellschaft immer wieder zu hinterfragen und als Ort für Forschung und Lehre ihr Bestes zu geben, das funktioniert meiner Ansicht nach nicht ohne eine „Gemeinschaft der Studierenden und der Lehrenden“. Lehrende an den Hochschulen – und da schließe ich mich wiederum *Rainer Kuhlen* (in diesem Band) an – sind nicht die Gegner der Studierenden. Es mag ja sein, dass eine ganze Reihe Lehrender aus verschiedensten Gründen offene Bildungsinitiativen nicht fördert, nicht beachtet oder sogar ablehnt, aber das tun Teile der Studierendenschaft auch: Es handelt sich dabei nicht um normative Setzungen, sondern um individuelle Entscheidungen. Ich meine, Studierende und Lehrende müssen je *ihren* Teil sowohl zum Studium als auch zur Entwicklung der Hochschule als einen „offenen Raum für Erkenntnis und Bildung“ beisteuern – mit ihren je eigenen Ideen, Erfahrungen, Kompetenzen und Einfluss- und Veränderungsmöglichkeiten. Das kann nicht immer ohne Hierarchien und das muss nicht immer im Gleichschritt gehen, darf aber natürlich auch nicht gegeneinander erfolgen. Offene Bildungsinitiativen sind für mich dann ein Erfolg, wenn sie den Beteiligten in guter und prägender Erinnerung bleiben, wenn sie einen emotional berührt und intellektuell gefordert haben, wenn sie zum kritischen Denken angeregt und gleichzeitig Spaß gemacht haben, und wenn sie die Hochschule lebendig gehalten und mindestens im Kleinen auch verändert haben.

Gabi Reinmann

Erscheint in H. Dürnberger, S. Hofhues & T. Sporer (Hrsg.), Offene Bildungsinitiativen. Münster: Waxmann.
